

Chronik eines angekündigten Todes

Umjubelte Premiere: Mit Falco Blomes intensivem Kammerspiel „Hinterkaifeck“ eröffnet das Ingolstädter Altstadttheater die neue Saison

Von Anja Witzke

Ingolstadt (DK) Jeder weiß, wie diese Geschichte endet: mit sechs Toten und vielen Fragezeichen bezüglich des Täters. Denn der Mordfall Hinterkaifeck aus dem Jahr 1922 gehört zu den rätselhaftesten Verbrechen der deutschen Kriminalgeschichte. Warum mussten das Bauern Ehepaar Andreas und Cäzilia Gruber, deren verwitwete Tochter Viktoria, die Kinder Cäzilia und Josef und die Magd Maria Baumgartner in dieser Nacht des 31. März 1922 sterben? Auch lange nachdem das Anwesen abgerissen und die Ermittlungsakten geschlossen wurden, wurde über Motiv und Täter spekuliert. Wurden Bücher geschrieben, Filme gedreht, für Dokumentationen recherchiert. Viele Fakten, viele Ungereimtheiten, viel schauriges Beiwerk. All das nährte den Mythos. Das Altstadttheater Ingolstadt hat jetzt seine Saison mit einem Stück über Hinterkaifeck eröffnet. Die knapp 90-minütige Premiere am Donnerstagabend wurde mit langanhaltendem Beifall und Bravorufen gefeiert.

Dabei steht für Autor und Regisseur Falco Blome nicht die Suche nach dem Mörder im Vordergrund. Ihn interessieren vor allem die Opfer des rohen Verbrechens und ihre Beziehung zueinander: der gewalttätige Vater, der die eigene Tochter missbraucht und dafür ein Jahr ins Zuchthaus muss, die Mutter, die sich mit dem Inzest arrangiert, der auch nach der Haftstrafe weitergeht, die Tochter, die ihre Macht für sich zu nutzen weiß. Alle drei befinden sich an diesem isolierten Ort Hinterkaifeck in einem eigentümlichen Abhängigkeitsverhältnis, schlichte Ge-



Beredtes Schweigen: Tochter Viktoria (Maria Helgath) und Mutter Cäzilia (Adelheid Bräu) haben ein eigenartiges Verhältnis. Ist der Inzest zwischen Vater und Tochter Auslöser für den späteren Mord? Foto: Blome

müter möglicherweise, aber doch höchstgradig manipulativ, eingebunden in starre dörfliche Strukturen und eingeschüchtert eingedenk des göttlichen Zorns. Denn keiner ist hier frei von Schuld. Auch die nicht, die wegschauen.

Falco Blome hat Hintergründe und Theorien studiert und greift sogar auf Originaltexte zurück – etwa aus Ermittlungsakten. Trotzdem findet er für sein Zwei-Personen-Stück einen eigenen Zugang. Sein Stück spielt wenige Stunden vor dem Mord. Draußen heult der Wind,

drinnen findet ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter statt – das allerhand über die Beziehung zwischen beiden verrät. Denn während die Frauen sich über Spuren im Schnee, Geräusche vom Dachboden, Gott, Geld und Geiz, die neue Magd, den Liebhaber der Tochter, den toten Ehemann, den Vater, das Ansehen im Dorf, die harten Erziehungsmethoden unterhalten, verraten Andeutungen, Zweideutiges, Unge-sagtes viel von ihrem problematischen Verhältnis. Tochter und Mutter, Missbrauchsopfer

und Mittäterin, Rivalinnen um Mann und Hof.

Höchst intensiv ist das Spiel von Adelheid Bräu als Mutter Cäzilia und Maria Helgath als Tochter Viktoria. Beindruckend die darstellerische Bandbreite, mit der sie die Unfähigkeit zur Kommunikation zeigen. Zwei Frauen in einer emotionalen Ausnahmesituation. Gefangen in der Enge ihres Denkens. Permanente Überforderung. Schuld, Verbitterung, Furor auf beiden Seiten. Und doch eine merkwürdige Verbundenheit. Zwei

Kämpferinnen, bei denen inmitten aller Barschheit plötzlich eine ungeschickte Zärtlichkeit aufblitzen kann. Immer wieder verschiebt sich das Gefüge, trumpft eine auf, zeigt eine Schwäche. Und nun diese Angst – vor einer äußeren Bedrohung oder vor den Folgen des eigenen Handelns?

Berührend ist das, wenn Adelheid Bräu die Mutter in einer Art Singsang-Hospitalismus den schmerzhaften Rosenkranz betet, während Maria Helgath innig-schön das Kirchenlied „O Haupt voll Blut und

Wunden“ intoniert. Berührend und erschreckend zugleich. Da erzählt sich viel ohne Worte. Unbewusstes. Unterbewusstes. Atmosphärisches.

Immer wieder treten die beiden Schauspielerinnen aus ihren Rollen. Gibt Adelheid Bräu kurzatmig und schwerfällig Lorenz Schlittenbauer, Nachbar der Hinterkaifecker, Liebhaber und (zumindest offizieller) Kindsvater des kleinen Josef, Tatverdächtiger Nummer eins in Mordfall. Und Maria Helgath den Ermittler, der vom Fund der Leichen Tage nach dem Mord berichtet. Immer wieder: Stimmen der Leute, die alles sehen, aber nichts wissen wollen. Gerede um den Inzest und Blutschande, Getuschel um Cäzilias andere tote Kinder, Rechtfertigungsversuche.

Ein spannendes Spiel ist das. Klug hat Falco Blome den Fokus verschoben – von der Mördersuche zum Psychodrama. Und so vorsichtig er Spuren legt, so zeichnerhaft ist auch seine Bühne. Im Zentrum das rote Biedermeiersofa, auf dem zu Beginn die Reuthaue liegt. Davor ein Bett. Dahinter ein wuchtiger Schrank, wo Vorräte zwischen brennenden Grablichtern lagern – für die Toten der Vergangenheit und die, die gleich hinzukommen. Nur das Ticken der Uhr durchdringt die Stille, zählt die Herzschläge bis zur Katastrophe.

Der Mörder? Bleibt ungenannt. Falco Blomes „Hinterkaifeck“ ist ein archaisches Spiel um Schuld, Verdrängung, Wahrheit und Angst. Beklemmend und faszinierend zugleich.

Weitere Termine im Altstadttheater am 5., 13. und 27. Oktober, 3. und 25. November und 28. Dezember jeweils um 20.30 Uhr. Karten in allen DK-Geschäftsstellen.

Bauten auf Zeit

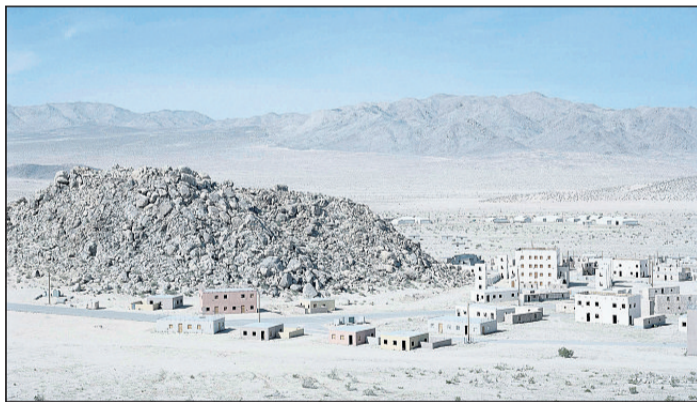
Was Flüchtlingslager und die Wiesen miteinander zu tun haben

Von Annette Krauß

München (DK) „Es gibt kein Baugesetz in Deutschland, das diese Zelte erlaubt – deshalb übernimmt der Münchner Oberbürgermeister die Verantwortung. Manchmal muss man eben außerhalb der Regeln bauen!“ Der Architekturhistoriker Andreas Lepik kommentiert mit diesen Worten Fotos und Pläne für das Münchner Oktoberfest – wohl wissend, dass die verspielt-bunten Wiesenzelte in einem Zusammenhang stehen mit der Architektur von Märkten, Arbeitslagern, Flüchtlingscamps und Pilgerunterkünften, wie sie überall auf der Welt errichtet werden. „Beständigkeit ist Illusion“, so Lepik, und deshalb widmet sich das Architekturmuseum der TU jenen Bauten, die nicht „für die Ewigkeit“ errichtet werden. Titel der Schau in der Pinakothek der Moderne: „Does permanence matter? – Ephemeral Urbanism“, oder auf Deutsch: „Wie dauerhaft sollte Stadtplanung angelegt sein?“

Bauten für Feste, für Pilger und für Flüchtlinge werden nur begrenzte Zeit genutzt und danach wieder abgebaut. Das Griechische hat dafür das Wort „ephemer“ – ein gelehrter Ausdruck für „flüchtig, nur kurze Zeit bestehend, rasch vorübergehend, ohne bleibende Bedeutung“. In diesem Sinn werfen die Architekten, die diese Ausstellung kuratiert haben, einen neuen Blick auf die Aufgaben ihres Berufes. Denn ephemere Architektur muss Sicherheitsstandards erfüllen, muss praktischen Nutzen haben und soll in der Regel dennoch gewisse ästhetische Maßstäbe erfüllen.

Der indische Architekt Rahul Mehrotra, Professor an der Harvard-Universität, hat mit seinem Kuratoren-Team als weltweit größtes Beispiel für



„Wie dauerhaft muss Stadtplanung angelegt sein?“, fragt die Schau. Ein Beispiel ist das US-Truppenübungs-gelände Tiefert City. Foto: Sailer

ephemere Architektur die Siedlung für das hinduistische Fest Kumbh Mela auf Wandtafeln vorgestellt. Alle zwölf Jahre wird es 55 Tage lang gefeiert, und an einem gut besuchten Tag bevölkern 30 Millionen Menschen die Siedlung. Obwohl die Bauten aus Baumwolle, Plastik und Sperrholz zu einer endlosen Masse verschmelzen, sorgt eine intelligente Infrastruktur dafür, dass dies „die sauberste Stadt Indiens“ ist, so Mehrotra. Zudem betreibt die Verwaltung das Theater, Krankenhäuser und Kantinen in dieser temporären Großstadt. Winzig klein dagegen ist die Hütte, die jüdische Männer überall auf der Welt für etwa zwei bis zehn Menschen errichten, wenn sie das „Laubhüttenfest“ vorbereiten und feiern. Zwischen diesen Größenordnungen breitet die Ausstellung insgesamt 26 Beispiele aus, wo Menschen vorübergehend leben, feiern, Urlaub machen, Manöver abhalten, Handel treiben.

In Thailand etwa werden an Bahnschienen Marktstände aufgebaut, die ihre Marquisen einklappen müssen, wenn sich mit Hupen der Zug nähert. Die Filme dieses Spektakels zeigen Händler, Touristen und Zugreisende im Einklang – alle pro-

fitieren von diesem „Markt unter Schirmen“. In Chile wurde 1915 ein Arbeitslager errichtet, wo Kupfer abgebaut wird – und Generationen wurden hier geboren, lebten und starben, obwohl die Stadt nur ein „Lager“ sein sollte.

Die Beispiele für flüchtige Architekturformen sind vielfältig: Beduinen-Zeltlager in Jordanien, wo Touristen übernachten; Flüchtlingslager in München oder in Kenia; Zeltstädte in Saudi Arabien für die islamischen Hadsch-Pilger. Wer die Modelle, Fotos und Filme der Ausstellung studiert, dem fallen spontan noch weitere Beispiele ein, wie etwa die Architektur von Weltausstellungen, Pfadfinderlager oder Campingplätze mit Wohnmobilen. Gerade in Zeiten von Mobilität, Naturkatastrophen und weltweiten Migrationsströmen – das verdeutlicht diese Ausstellung – wird es die Aufgabe von Architekten sein, mit leichten, wandelbaren Bauten und mit einer flexiblen Infrastruktur schnell auf wechselnde Gegebenheiten zu reagieren.

Bis 18. März 2018 in der Münchner Pinakothek der Moderne, geöffnet täglich von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 20 Uhr.

Glitzer zum Jubiläum

Neil Diamond und sein mitreißender Auftritt in der Olympiahalle

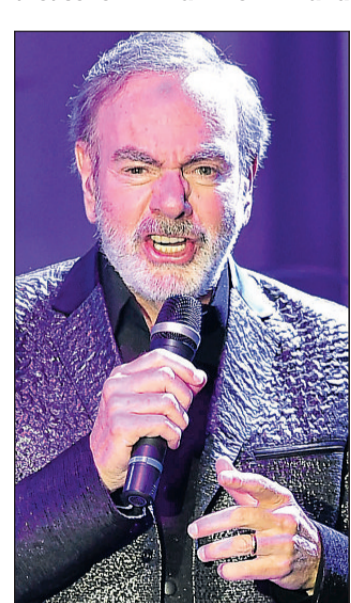
Von Martin Buchenberger

München (DK) „Herr Diamond wird ohne Pause spielen“, ertönt eine Ansage vom Band in der ausverkauften Halle, die kurz zuvor selbige sowie Sicherheitshinweise in Englisch erläutert hat. Beim Konzert des großen amerikanischen Entertainers geht es korrekt zu. Die Schlangen beim Einlass sind geordneter als bei „normalen“ Veranstaltungen. Natürlich ist alles bestuhlt, schließlich ist Diamond mit seinen 76 Jahren nicht mehr der Jüngste und auch die 9500 Anwesenden sind in die Jahre gekommen. Was diese nicht davon abhält, im Laufe des Abends zur Bühne zu stürmen.

Um 20.45 Uhr heißt es: „Das Saallicht wird jetzt abrupt ausgehen“, und auf der Bühne erscheinen eine 12-köpfige Band und der große Singer-Songwriter. Nach einem Einspieler mit Redeauschnitten von J.F. Kennedy legt der ebenso berühmte Amerikaner mit seinem Hit „Cherry Cherry“ von 1966 los. Wenig später „Solitary Man“ aus dem gleichen Jahr. Dieser Titel ist auf T-Shirts am Merchandise aufgedruckt, wo es auch eine mit Strasssteinen bestickte Jeansjacke für Damen gibt. Die Zahl 50 in Glitzer auf einer Jeansjacke ist auch das Logo der „50 Year Anniversary Tour“ und erscheint zu Beginn auf der

Leinwand über der offenen Bühne. Der passende Song „Forever In Blue Jeans“ aus den späten 70ern, verfehlt dementsprechend seine Wirkung beim dankbaren Publikum nicht. Dieses freut sich besonders auf Gassenhauer wie „Song Sung Blue“ und „Beautiful Noise“ und klatscht zu diesen stehend mit. Neben den amerikanischen Evergreens beherrscht der große Songwriter aber auch die pathetischen Nummern und

bringt diese mit seiner markanten sonoren Stimme sicher an den Mann und die Frau. Die Performance von Diamond und seinen Musikern, darunter vier Bläser, ist unaufdringlich, aber eindringlich, gerade das Saxophon setzt Akzente.



Neil Diamond feiert sein 50-jähriges Bühnenjubiläum mit einer Welttournee. Am Donnerstag trat er in München auf. Foto: Brown/AFP

„Jungletime“ ist eine verhältnismäßig harte Nummer, kommt aber ebenso gut an wie „I’m A Believer“, den von Diamond geschrieben und den Monkees zum Welthit gemachten Song. In „Brooklyn Roads“ thematisiert der Grammy-Preisträger, der einen Stern auf dem Hollywood Walk Of Fame hat, seine amerikanische Herkunft musikalisch und bildlich mit Ausschnitten aus der Kindheit.

Nach dem instrumentalen „Jazz Time“ geht es auf die Zielgerade und Diamond greift erstmals zur Akustikgitarre, die bis dato einsam vorne am Bühnenrand gestanden hatte. Nach der Pathosnummer „I Am ... I Said“ kommt im Zugabenteil das, worauf alle gewartet haben. „Sweet Caroline“, schon lange auch ein Stimmungshit auf dem Oktoberfest, bringt alle auf die Beine. Und zum Mitsingen – „so good“ erschallt aus allen 9500 Kehlen. Nach zwei weiteren Klassikern geht ein gediegener Abend zu Ende. Hoffentlich war Diamonds Ausspruch „Wir möchten wiederkommen“ ernst gemeint.

AktivistInnen besetzen Volksbühne

Berlin (dpa) Der Streit um die Berliner Volksbühne und ihren neuen Intendanten Chris Dercon eskaliert: AktivistInnen haben am Freitag das Theater am Rosa-Luxemburg-Platz besetzt. Sie wollten dort für zunächst drei Monate bleiben und ein eigenes Programm erstellen. Vor das Theater hängten sie ein Trans-

parent mit dem Schriftzug „Doch Kunst“ und verschlossen einige Türen des Gebäudes mit Ketten und Schlössern.

Auf einem Flugblatt bezeichneten sich die Besetzer als Künstlerkollektiv „Staub zu Glitzer“ und kündigten die „dauerhafte Übernahme des Hauses als eine darstellende

Theaterperformance“ an. In dem Haus solle ein neues „Antigentrifizierungszentrum“ entstehen, hieß es. Die AktivistInnen riefen ehemalige Mitglieder der Volksbühne zum Mitmachen auf. Eine Sprecherin erklärte: „Wir kritisieren nicht Chris Dercon, sondern die Stadtentwicklung.“